Bruno Pellegrino

Wo der August ein Herbstmonat ist

übersetzt
von Lydia Dimitrow

verlag die brotsuppe

Bruno Pellegrino
Wo der August ein Herbstmonat ist

verlag die brotsuppe

Bruno Pellegrino

Wo der August ein Herbstmonat ist

aus dem Französischen
von Lydia Dimitrow

verlag die brotsuppe

»Wenn die Welt nur noch ein einziges schwarzes Wäldchen sein wird für unsre vier staunenden Augen, – ein Strand für zwei treue Kinder, – ein musikalisches Haus für unsern hellen Einklang, – werd ich Sie treffen.«

Arthur Rimbaud: *Leuchtende Bilder*
Übersetzt von Reinhard Kiefer und Ulrich Prill

»(…) der Gärtner also hatte stolz einen Pfeifenstrauch angebracht, um ihn an der Stelle des weißen Rosenstrauchs einzupflanzen, der den berüchtigten Februarfrost nicht vertragen hatte, und wenn es jedes Jahr dazu käme, würde sich der Pflanzenwuchs verändern, Quitten gäbe es nur noch in den Museen (…)«

Catherine Colomb: *Zeit der Engel*
Übersetzt von Maria Dessauer

I

Mittwoch, 19. September 1962

Die Tage des Fingerhuts sind gezählt. Sobald Gustave über die Blütenblätter streift, selbst mit der Behutsamkeit, die ihm so eigen ist, werden sie knittrig oder fallen zu Boden – Seidenpapier, Zigarettenpapier. Auf dem Hof ihrer Kindheit nannte man die Blumen noch Unserer-lieben-Frauen-Handschuh; er weiß nicht mehr, wann er angefangen hat, Fingerhut zu sagen. Der Boden vor dem Haus ist mit Blüten übersät, wie nach einem Sturm. Fegen müsste man. Doch zunächst braucht es eine Bestandsaufnahme.

Mit seinem Notizbuch in der Hand geht er durch das Tor in den Garten, von dem metallische Düfte aufsteigen – oder er ist es doch selbst, der sie verströmt, vielleicht ist es sein Atem, sein zurückgekämmtes Haar, der Geruch, der im Kragen seines

Hemds oder in den tadellosen Bügelfalten seiner Hose sitzt, wer weiß. Seit er sechzig geworden ist (und das ist schon ein paar Jahre her), ist er sich keiner Sache mehr sicher. Er richtet sich auf, den gebückten, großen Körper.

Entsprechend der Bedürfnisse der verschiedenen Arten und der Beschaffenheit des Bodens folgt der Garten einem strengen Aufbau: Gemüse wechselt sich mit Lilien, Eisenkraut und Klatschmohn ab, Kletterpflanzen spenden empfindlichen Heilkräutern Schatten, der Duft der Ringelblumen hält Ungeziefer fern. Doch sein dschungelartiger Charakter macht es zuweilen schwer, sich in seine Betrachtung zu versenken. Der üppige Wuchs lässt den Blick stocken – längliche Kürbisse winden sich bis zum Rasen voller Rauken und Herbstanemonen –, doch an diesem Morgen ist es noch etwas anderes, das Gustave auf einen Schlag vor der Größe der Aufgabe verzagen lässt. Kein Sturm, nein, die Nacht war ruhig; doch im Morgengrauen hat sich der Tau sanft auf die Landschaft gelegt und in kristallweißen Reif verwandelt. Das sieht so harmlos aus, dabei bedeutet es doch, dass jetzt, noch drei Tage vor der Herbsttagundnachtgleiche, alles verloren ist.

Um neuen Mut zu fassen, verzeichnet Gustave das hochgewachsene Zinnienbeet in seinem Notizbuch. Er wäre wahrscheinlich erstaunt, wenn er wüsste, dass diese Pflanze im Januar 2016 die erste Blume sein wird, die jemals im All erblüht; dass sich

ihre dicht geballten Blütenblätter im violetten Schein der für die Photosynthese verantwortlichen Leuchtdioden an Bord der Internationalen Raumstation ISS entfalten werden. Erstaunt, aus dem Häuschen oder ungläubig, aber er wird es nie erfahren, lange schon wird er gestorben sein – davon ausgehend, dass wir uns im September 1962 befinden, bleiben ihm in dem Moment, da er das Wort Zinnien notiert, noch genau vierzehn Jahre zu leben.

Bäume wachsen das Spalier an der breiten Fassade des Hauses empor. Es ist vielleicht acht Uhr morgens, das Licht ist fahl. Der Nussbaum unter Mutters Fenster hat seine Blätter abgeworfen. Gustave vermerkt: Sommeraster, Phlox-Staude, Kaktus, Belladonnalilie. Er muss sie nicht beschreiben, keine Skizze von ihnen anfertigen; der Form ihrer Namen kann er die Biegsamkeit der Stängel, die Abstufungen von Weiß, die Gestalt der Blätter ablesen – gelappt, sichelförmig, linealisch, elliptisch, gegenständig, lanzettlich. Über Düfte schreibt er nichts. Erwähnt auch nicht das Gemüse zwischen den Blumen: kein Wort über den aufgeschossenen Kopfsalat oder die Zwiebeln, von denen die erste vor über einem halben Jahrhundert vom Hof ihrer Kindheit hierher verpflanzt wurde.

Der Firnis aus Tau auf der Erde knirscht unter seinen Schritten. Er gibt Acht, wo er seine Füße hinsetzt, geht am Schuppen vorbei und um das mittige Beet herum, wo lachs- und aprikosenfarbene

Dahlien von Samtblumen in leuchtendem Orange eingerahmt werden, seinen mexikanischen Blumen, wie er sagt. Es sind dieselben wie in manchen Bildern des *Douaniers,* Henri Rousseau, die er vor langer Zeit einmal in Paris gesehen hat – er selbst wäre die Schlangenbeschwörerin, diese hochgewachsene, dunkle Gestalt, die am Flussufer vor einem üppigen Wald, wo Pflanzen in Form von Herzen, Schellen, Klingen, Fächern sprießen, ihre Flöte spielt. Ein Dschungel, ja. Er geht die Blumenrabatte am Haus ab, und in seinem Notizbuch finden sich nun die Wörter Goldlack und Rudbeckien. Drosseln hüpfen die Außenmauer entlang, eine scharlachrote Geranienkugel leuchtet im Licht, Gustave notiert. Aber nein, die Schlangenbeschwörerin wäre natürlich Madeleine, er wäre höchstens der grau-rosa Vogel in der unteren Bildecke, der aussieht wie der Vertreter einer aussterbenden Art. Sachte tritt Gustave auf die vereisten Blumen, die Blüten bleiben an seinen Sohlen kleben.

Der Frost hat keine Gefangenen gemacht. Die Tiger-Lilie ist verwelkt, die unverwüstlichen Gladiolen des Nachsommers sind jämmerlich eingegangen. Selbst die Fäule, die einzelne Blätter befallen hat, setzt vorerst aus, von der Kälte jählings ausgebremst. Man müsste den Orangenbaum hereinholen, der steif aus seinem Holzkasten ragt, in der Hoffnung, dass es dafür nicht schon zu spät ist. Die ersten Birnen werden reif, doch Gustave weiß, auch

ihre Zeit ist bald gekommen. Eilig notiert er die Namen der Dinge, die zu Ende gehen.

Als er den Garten wieder verlässt, kommt er noch einmal am Fingerhut im Hof vorbei. Wenn man die Blumen in diesem Zustand sieht, kleine Purpurhäufchen auf dem Boden, würde man nicht denken, dass sie giftig sind. Vor langer Zeit hatte ihn seine Tante einmal gewarnt: Wenn du davon isst, hört dein Herz auf zu schlagen.

Es ist vielleicht seine erste Erinnerung, es muss in den letzten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts gewesen sein. Auf dem Hof ihrer Kindheit machen es sich die Hühner in der alten Küche bequem; ein halb gefüllter Suppenkessel schaukelt im breiten Kamin. Gustave ist zwei oder drei Jahre alt und beobachtet seine Tante; sie sitzt in der Hocke, vornehm bauschen sich die ausladenden Glockenröcke um ihren untersetzten Körper. Sie hat mehrere Gebinde von Unserer-lieben-Frauen-Handschuh zum Sieden gebracht: Die Blumen winden sich, fallen zusammen, zergehen und verkochen. Ein Extrakt mit magischen Kräften: Sie wird die Spalten im Steinboden damit bestreichen, um die Toten daran zu hindern, von dort unten hinauf zu wirken. Wenn du davon isst, hört dein Herz auf zu schlagen. Wo ist Madeleine? Gustave sitzt auf dem Boden und spielt mit einer Blume, die er vor dem Kochtopf gerettet hat. Wenn das ein Handschuh ist, muss man ihn doch

anziehen können; und so suchen seine kleinen Finger nach einem Weg, in die Glöckchen zu schlüpfen.

Heute, am 19. September, steht Gustave vor dem Haus, unter dem rot verfärbten Wilden Wein aus Kanada, mit seinem Notizbuch in der Hand und dem Fingerhut zu seinen Füßen; und ich sehe ihn als Kind vor mir, seine Finger sind mit Blüten geschmückt.

Mit dem Finger fährt Madeleine über die Legende: Kegel und Zylinder aus Titan, Hitzeschild aus Fiberglas, Dichtungen aus Magnesium, Instrumente aus Kunststoff. Das Raumschiff ist eine Nachbildung, aber diejenigen, die es entworfen haben, hatten die Details im Blick. Sicherung, Hebel, Schalter, der Effekt ist verblüffend, die Rakete steht senkrecht, wie beim Start. Erst vor ein paar Monaten ist Alan Shepard in Florida am Kap Canaveral in seinen silbrigen Anzug gestiegen, hat seinen verglasten Helm zurechtgerückt und in dieser Kabine Platz genommen, um der erste Amerikaner im Weltall zu werden – alles in allem eine Viertelstunde Flug, ein Katzensprung, aber Madeleine kann dennoch nicht glauben, dass das wirklich möglich sein soll. Sie stellt sich vor, wie dieses Raumfahrzeug mit einer Geschwindigkeit von mehreren tausend Stundenkilometern und einem Schweif aus leuchtenden Partikeln das blaue Nichts, die höchsten Höhen durchkreuzt, wie es sich zurück in die Erdatmosphäre brennt und schließlich auf dem Ozean aufschlägt.

Letzte Woche versprach Präsident Kennedy in einer Rede unter der texanischen Sonne Houstons, die Raumfahrtpläne der USA weiter voranzutreiben. Wir haben nicht vor zurückzubleiben, erklärte er. Unsere Führungsposition in Wissenschaft und Industrie, die Hoffnung auf Frieden und Sicherheit, unsere Verantwortung als Weltmacht, all dies verlangt von uns, zum Wohle der gesamten Menschheit jede Anstrengung zu unternehmen, um die Mysterien des Alls zu entschlüsseln und seine Erkundung als Nation anzuführen. Mit anderen Worten: Er versprach den Mond.

Madeleine hatte nicht vorgehabt, die Zeitung zu lesen, sie wollte nur ein wenig aufräumen; das Haus steht zum Ende des Sommers immer auf dem Kopf. Aber als sie sich den Papierstapel auf dem Küchentisch vornahm und ihr von der Titelseite der Zeitung die Worte »Wettlauf zum Mond« und »interplanetarer Raum« ins Auge sprangen, hielt sie inne. Dem Redakteur zufolge koste die Eroberung des Weltalls jeden Amerikaner genauso viel wie zwei Packungen Zigaretten pro Woche – was nicht viel sei, hieß es weiter, wenn man dafür die Sowjets auf ihren Platz verweisen könne. Madeleine beugte sich über die Seiten. Blätterte in alten Ausgaben. Mehrmals noch las sie die Worte von Präsident Kennedy, dann blieb ihr Blick an dem Wort COMPTOIR hängen, das ihr in Großbuchstaben aus einem umrahmten Kästchen entgegensprang. Es war also wirklich schon Herbst.

Wie jedes Jahr im September würde man sich die nationale Messe nicht entgehen lassen: Man würde sich hinunter in die Stadt aufmachen, sich in die Hallen des Palais de Beaulieu drängen, um Stoffe und Konfektionsstücke zu befühlen, sich Küchenmaschinen vorführen zu lassen und auf luxuriösen Matratzen zu räkeln, Meister des Uhrmacherhandwerks zu löchern, prächtige Rinder mit glänzenden Kruppen zu bestaunen. Doch das Kästchen versprach noch mehr: Die diesjährige Ausgabe des Comptoir Suisse habe die Ehre, die Ausstellung der amerikanischen Aeronautik- und Raumfahrtbehörde, der einflussreichen NASA, erstmals in Europa zu präsentieren. Madeleine schnitt das Kästchen aus und legte es zu den anderen vergilbten Zeitungen in die Schublade der Küchenanrichte. Heute Morgen hat sie sich die Wangen gepudert, die Schuhe mit den flachen Absätzen angezogen und die Acht-Uhr-Tram genommen. Suzanne ist eine Haltestelle später zugestiegen, und gemeinsam haben sie den Weg hinunter in die Stadt zurückgelegt. An der Endstation versuchte ihre Freundin sie zu überreden, noch einen Kaffee zu trinken, aber Madeleine wollte nicht, der Andrang wäre bestimmt groß, sie sollten lieber nicht trödeln, und tatsächlich hatte sich vor dem Eingang schon eine Schlange gebildet.

Aber jetzt ist sie hier, mitten im Getümmel der Hallen; das ohrenbetäubende Gewirr verzerrter

Stimmen schwillt zu einem Rauschen an, das sie umschließt, sie trägt, sie benommen und mürbe macht – es ist der vertraute Klang, die Tonspur des Comptoir. Sie sieht sich noch einmal die Modelle der Mondsonden an, die Ranger, die Surveyor, die Prospector; sie träumt. Die Faszination für den Weltraum hat sie von Vater. Er hatte mehrere Bücher zu dem Thema, die müssen bestimmt irgendwo im Haus noch sein. Manchmal nahm er sie und Gustave nachts mit, um die Sterne zu beobachten. Dann erklärte er ihnen, dass Astronomie nichts weiter als eine Reihe mathematischer Probleme sei, die man nur eins nach dem anderen lösen müsse, mit Geduld und System, bis die Mission schließlich glücke.

Madeleine würde gern noch länger bleiben, aber sie will Suzanne nicht warten lassen – ihre Begleiterin kann mit der NASA nichts anfangen, ach, du weißt doch, ich und diese neuen Technologien. Um zwölf Uhr wollten sie sich wieder treffen. Widerstrebend steuert Madeleine den Ausgang des Technikpavillons an. Groß und kerzengerade überragt sie die Menge, die sich durch den Gang wälzt. Ihren Gehstock hat sie zu Hause gelassen, er macht aus ihr eine alte Frau, furchtbar findet sie das, sie ist schließlich erst neunundsechzig, so schnell kommt sie nicht unter die Erde. Sie analysiert den Strom, die verschiedenen Schlendergeschwindigkeiten, nutzt den richtigen Moment und taucht ein ins Gewühl.